

thundes und
end zahlreich
bemand durch
he benötigte
n sowie auch
tsabteilungen
den Heimat-
anten bedarf,
m Teil dieser
eben, das sich

s im heimat-
und Ertrag.
n der Land-
s überflüssig
treiben durch-
schaftseigenen
edern. Das
h verschieden.
amtes betrug
chichtsjahr (die
ern) die An-
bz (202,1 bz).
glen zwischen
il vor allem
schließend ein
en Provinz
lanbaufläche
ftar 197,5 bz.

Barburg
ntwortlich für
rg; für den
XI. 38. 1197

morgen
er, Groß-
u. Tante

oors

versehen
ensjchre.

oors.

Beneder,
er 1938.

den 31.
ustädter
St. Petri-

rgarinebezug-
zeimber 1938
Reihenfolge:

gsberechtigten
gsbuchstaben

gsberechtigten
gsbuchstaben

gsberechtigten
gsbuchstaben

gsberechtigten
gsbuchstaben

Vormittags-
inger werden
egen Vor-
n Verdienst-
chweis muß
nlienangehö-

en Ausgabe-
können erst
ng nehmen.

meister.

ülle!

usende Verbrau-
urchards Blut-
ngs-Perlen so
vieren. 50 Stck.
1.80. Drogerie

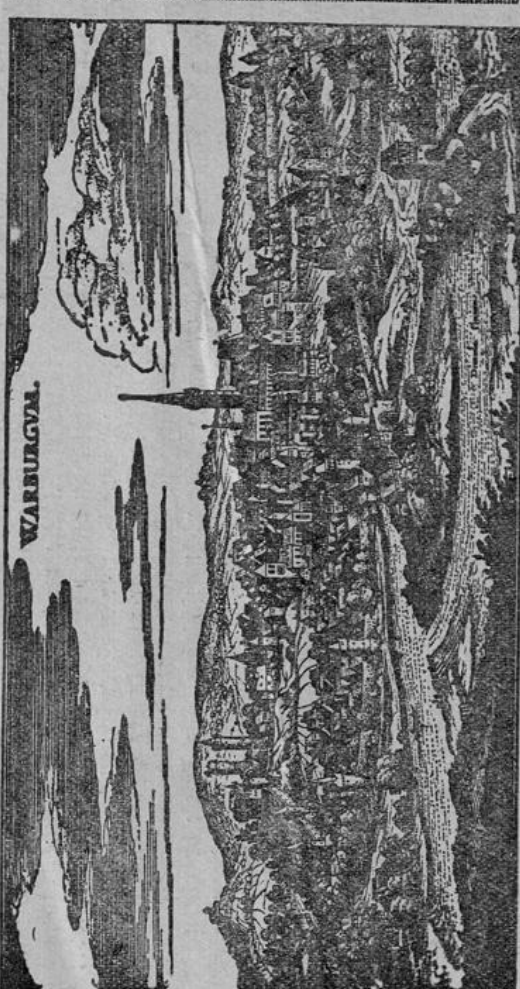
ung

ubehör zu
liebsten Ein-
evtl. zu kau-

Mr. 1123 an

gen
kaufen.

Marburger Werke



**Unterhaltungsbeilage
des Marburger
Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.
Gereignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originale ist
verboten
Schriftleitung: A. Schäfers,
Marburg

Nr. 101

28. Dezember 1938

12. Jahrgang



Copyright 1938 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

9. Fortsetzung

stark machte der Mechanismus — weiter nichts! „Ver-
domme General!“ fluchte der General.

Dr. Sidorow Denzler benigte sich interessiert über das
Machtingengeheir. „Funktioniert wohl nicht ganz, Ihre
hin — Spezialität, General?“ Dabei probierte er selbst am
Schloß herum. „Der Anschlagbolzen scheint zu fehlen...“

Ein zweites Machtingengeheir wurde ausgepackt und
aufmontiert. Wieder versuchte Primo d'Echevarria zum Schluß
zu kommen, wieder versuchte der Mechanismus... ebenso bei
einer dritten und vierten Waffe.

„Wo ist Herrera?“ Da tauchte das hübsche Jüng-
geßicht schon hinter der Ladung des Panzerwagens auf. „Was
hier?“ fuhr ihn der General mütend an.

„Keine Ahnung, mein General! Ich habe die Sendung
in San Jacinto ordnungsgemäß übernommen! Und unter-
wegs ist nichts geschehen...“ „Wo sind die fehlenden
Bolzen, Himmelhieb?“ Der ganze Transport ist wertlos,
wenn die Bolzen fehlen! Raus mit der Sprache, Freund-
chen, sonst...“ „Ich weiß es nicht, General — ich...“

„Abführen ins Stabsquartier! Bei Nachtverbruch rückfah-
los erschließen!“

Die Stimme des Generals grölzte noch, als Dr. Sidorow
Denzler bereits auf dem Wege zum Stabsquartier seines
Freundes Samuel Perez y Perez war...

Der Direktor lag in seinem Privatbüro vor einem
papierüberfüllten Schreibtisch und laute mit gelächelten
Zähnen an einer eintönigen „Sololores“. Dr. Sidorow schloß
jorglam an die gepörrte Tür hinter sich und flüsterte dann
unter der vorgeschalteten Hand: „Jedenfalls hat die Gewehr-
schlüssel unbrauchbar gemacht. Solange die nicht in Schuß
sind, nutzen d'Echevarria die Machtingengeheir nicht...“

„Ob gleich die Mädrich! an Capitanio Manrique weiter,
gefragt wird: ich geh' wieder ins Stabsquartier, um weiter
zu borden. Kommt möglichst bald nach!“ — Das „Haupt-
quartier lag gleich hinter dem Bahnhof an einer Schiene des
Rio Maia, einem kleinen schlammigen Flußarme, der sich
dicht beim Ort im Sumpfgebiete verlor. Überhand Geh-
zeug tummelte sich darin: von ausgewachsenen Affigatoren
und giftigen Wasserkräutern bis zu jenen mörderischen
kleinen Fischen, den Garben, die zu Tausenden auf alles
Nagel machen, was ihnen zur Beute werden kann. —

General d'Echevarria hand mit seinem Stabe am Ufer,
dort, wo der alte Kadet des ersten Proviantpfeichers
keinen rostigen Ausläufer über das Wasser redte. „Sist das
Ding noch zu gebrauchen? Rant's einer bedienen?“ wandte
er sich fragend an seine Umgebung.

„Dort — der alte Pedro vor Draufhüter, als die Zeiten
noch andere waren...“ wies Dr. Denzler auf einen zer-
lumpen Wächler.

„Kommt mal her, Sidorow!“ befahl d'Echevarria. „Rantst
du das Ding hier noch in Betrieb setzen?“

„Ja — kann ich, in — mein General...“, flötete der
Alte mit zitternden Lippen.

„Capitano Alfonso, schafften Sie Herrera hierher! Und
nachdem der Gefangene vorgeführt worden war, prüfte
der General selbst das Handseil, das einer der Soldaten aus
dem Materiallager mitgebracht hatte, schlang es dann unter
den Achseln um den Oberkörper des jungen Zeutnants und
Innotete die Enden um den Kranthalen sorgfältig fest.

„Hochziehen! Rantstschwenken!“ Knarrend und freisignt
drehte sich die Winde, die Kette rasselte über das Rautrud und
spannte sich unter der anhängenden Last, als der Ausläder
auf die Wasserfläche schwenkte.

„Ja — Caballero...! Nun endlich raus mit der
Sprache: Wo sind die fehlenden Anschlagbolzen?“

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es wirklich nicht...“ Ober-
schreiebandant starrten die Augen Herreras auf die Ober-
fläche des Flusses.

„So — du weißt es also immer noch nicht? Vielleicht
gibt du den — Garben eine bessere Antwort...!“

Wieder begann die Kette des Krames zu knarren. —
Langsam pendelte der gefesselte Körper des Gefangenen, der
angstvoll die Arme ausgebreitet hatte, immer tiefer...

„Hüßel Hüßel! Heilige Mutter Gottes, ließ' mir bei!“
Ich will ja alles sagen!“ gellte da die Stimme des Delin-
quenten, um dessen Schultern bereits die Wellen hielten.

„Ah — sich da... wie er plötzlich das Maul aufmachte!
Nun, antwo mir, wo — sind die fehlenden Anschlagbolzen?“

„Die Internationale Transport-Compagnie in Yncion
hat die Teile zurückgehalten und will sie extra bezahlt haben!“

„Wo? Die Internationale Transport-Compagnie?“
So — ja! Diese nette Gesellschaft kennen Sie doch übrigens
auch, Señor Perez y Perez...?“ wandte sich der General
dem Bankier zu und stierte ihn und seinen Freund, den Dr.
Sidorow Denzler, „Sise — a paar vage Beziehungen hatten
wir ganz früher mal. Jetzt arbeiten wir mit der Nationalen
Import-Gesellschaft besser. Mit der sollten auch Sie Ver-
bindung aufnehmen, Excellenz!“ lachte der Angeredete abge-
lenkt.

„Danke! Wer's mir's merken...! Na — jetzt der
Jungen wieder aufs Trockene! Das Kriegsgericht steht ihn
noch bevor...“

Während Primo d'Echevarria mit seinem Stabe ins
Quartier zurückkehrte, machten sich die beiden Geschäftsteute
wieder auf den Weg zur Bank.

„Aufse sofort noch einmal Manrique an: er soll schlüssig
die Folgen bei der Internationalen mit Beschlag belegen
oder möglichst selbst kaufen. Dann ist d'Echevarria mit seinen
ganzen Ladung aufschmissen und vielleicht noch hoch, wenn
sie ein anderer ihm — abnimmt...“ Der Bankier ver-
schwand feind in den Geschäftsräumen der Bank, während
Denzler sich in sein nabelegendes Anwaltsbüro begeben
wollte. Da fuhr das Auto des Generals vor dem Hause vor.

„Sallo, Dr. Sidorow Denzler!“ begrüßte ihn d'Echevarria.
„Ich wollte gerade mit Ihnen über eine Klage gegen die
N. E. C. als Lieferant!“ oder gegen den Verkäufer der
Waffen selbst sprechen. Sie nehmen doch den Auftrag an?“

„Mit gewiß, Excellenz — meine Firma liebt Sie in jeder-
zeit zur Verfügung!“ Im Privatbüro des Anwalts machte es
sich der General bequem. „Ich habe meinen Ordmanz-
offizier, Capitanio Herrera, mitgebracht: er war ja damals
beim Kaufschluß auch mit dabei und ist in jeder Be-
ziehung bestens unterrichtet.“

Dr. Denzler schielte unter seinen dicken Brillengläsern
ungläubig auf den lächelnden Offizier, dem man von der
kurzlichen Lotur auch nicht das geringste mehr anfab.

„Allo fragen, wollen Sie, Excellenz? Und gegen wen soll
die Klage nun laufen?“

„Das wollen wir uns mal genau überlegen! Sehen Sie,
die ganze Chose ist nämlich so: Ich habe von Anfang an mit
meinen lieben Gegner von der anderen Seite, mit Manrique
und seinen Spionen gerechnet“, lachte der General boshaft.

„Mein Grundlag ist: stets meine Gegner die Rede begahen.
zu lassen! Möglichst doppelt und dreifach, wenn's geht...“
Die Sendung Machtingengeheir wurde mit zwei Sägen
„fring-pins, bestellt...“ Hier — ließ er sich von Herrera
die Mappe reichen — „ist der eine Bolzen-Satz für die vor-
hin ausgeladenen Machtingengeheir wohlbehalten in unseren
Säcken! Die Waffenladung ist also vollständig! Um aber
Manrique und seine schlauen Genossen reinzulegen, inszenierte
ich das kleine Freilichtspiel am Fluß, bei dem Capitanio
Herrera, damals noch Zeutnant, so überzeugend die Haupt-
rolle spielte. Ich weiß zudem, daß Manrique gerade jetzt mit
einer dicken Ladung Gold den anderen Satz „fring-pins“ kauft
und hat bezahlt! Und dieses sein Geld wird meinem Konto bei
der Gesellschaft gutgeschrieben...“

„Haha — ausgezeichnet! Genial, mein General!“ zeigte
der Anwalt mit erzwungenem Lächeln seine fleckigen Zähne
und griff zum Telefon: „Den Wit muß ich unbedingt
meinem lieben Perez erzählen...“

„Warum Sie noch, Dr. Sidorow Denzler!“ schlug d'Eche-
varria mit der Reithut auf den Schreibtisch. „Der Wit
ist noch nicht zu Ende! Die Internationale Transport-
Compagnie ist in den Händen der Regierung und hat die
Machtinge der — Nationalen Import-Gesellschaft, mit der
Manrique zu arbeiten versuchte, sofort übernommen. Ich
erhielt die Nachricht durch geheimen Kaufdruck und zugleich
eine kleine Notiz, daß ein gewisser Samuel Perez y
Perez und ein bekannter Dr. Sidorow Denzler die beiden Ge-
schäfte sind...“ Und wenn Sie nun mit Ihrem Genossen
ideellisch beraten, daß er loben — verhaftet worden ist!
Sie können ihn von sich daselbe berichten...“

„Damit hand General d'Echevarria auf und gab seinem
Ordmanzoffizier einen letzten Befehl: „Abführen und —
ohne Kriegsgericht sofort an die Wand stellen!“

„Sie meinen, ich sollte heiraten?“ sagte das melancho-
pische Fräulein. „Aber wie fängt man das an? Wenn man
so wenig ausgeht, wie ich...“

„Ich würde es in die Zeitung setzen“, sagte Frau
Koderell.

„Daran hab' ich auch schon gedacht“, sagte Fräulein
König. „Aber wenn es herauskommt?“

„Das braucht kein Mensch zu erfahren!“ Die Koderell
tal Zuder in ihre Tasse und goß Sahne hinterher. „Es
kommt darauf an, was Sie verlangen. Wie soll er denn
sein?“

„Groß und schlau und möglichst blond“, sagte Fräulein
König. „Gute Kasse, und elegant, gute Formen muß
er haben und einen anständigen Namen. Freilich zum
Beispiel...“

„Sie verlangen nicht wenig, mein Fräulein! Aber
abstreifen kann man ja noch immer. Ich hole Papier und
wir schreiben das mal gleich auf“, sagte die Koderell.

„Nicht so schnell, ich muß mir das doch überlegen.“
„Zum Heiraten haben Sie ja Zeit, wenn die Männer
ankommen.“

„Aber, nicht in die neue Wohnung, dort hab' ich eine
Bedienung.“

„Gewahre, das wird ganz anders gemacht.“ Frau
Koderell zog einen Bleistift aus der Tasche. „Ihr Alter?“

„Zwanzig...“
„Gut, aber Sie leben und...“ Die Koderell schrieb.
„Auf dem Zeitlich Edithas, zwischen dem verlobten
rosa Kaffeegeleckt, wurde die Anzeige für die „Morgen-
post“ aufgelegt.“

„Und wo sollen sie hinstreiten?“ fragte Fräulein
König.

„An mich“, sagte Frau Koderell... „Ich konnte die
Briefe und bringe sie Ihnen hin. Wenn Sie sich einen
ansehen wollen, bestelle ich ihn mit erst hierher. Ich leh-
nen ihn mit ordentlich an. Ich kenne die Männer. Ein Bild.
wissen Sie. Wenn's was ist, schide ich ihn, wenn nicht,
lassen wir ihn wieder ziehen...“

„Aber die Annonce setzen wir nicht vor März ein“,
sagte Fräulein König. „Ich muß mich erst ein paar Wochen
in Baden-Baden von diesem Schmal erholen.“

„Recht so!“ sagte die Koderell. „Mir ist's einerlei,
wann Sie heiraten. Erst müssen die Welchen blühen. Der
Winter ist der Liebe nicht günstig.“

Siebzentes Kapitel

Die Gloden hatten aufgehört zu läuten und das Haus
war ruhig. Editha konnte ihr Wert beginnen. Als sie
Denzlers Schreibtisch aufschloß, war's ihr, als ob sie einen
Eindbruch begehen wollte. Sie schaute zu dem Bild Denzlers
auf... Verzückt mit. Der schöne Mann lächelte auf sie
herab, er schien nichts dagegen zu haben. Und mit einem
Einschluß zog sie die Schublade auf...

Eine Menge Papier lag ungeordnet vor ihr. Briefe
von Freunden, Bitten um Geld, bezahlte Rechnungen,
bei den überflüssigen Worten begann ihr Herz zu
klopfen... Diese Briefe legte sie rasch wieder fort. Keine
Hilfsfide heute... In der Ecke lag ein Bündel bunter
Briefe, eine zerrissene Photographie lag darauf. Sie legte
sie zusammen. Eine weibliche Maske mit einem Turban
um den schmalen Kopf, die in einer Tofaette sah, eine
Zigarette zwischen den Lippen, lächelte sie an. Es war
eine Blüthstichaufnahme, wie sie abends auf Wällen ge-
macht werden.

Editha wachte sich über die Augen. Was war denn
das? War das nicht Frau Meyer-Scholten. Wie für
das Bild in den Schreibrich Denzlers?

„Neureitlich“, hand von Denzlers Hand auf der
Seite. Editha dachte nach. Ihr Mann war mehrmals
Neureitlich gefahren, in Prospektchen. Dessen er-
scheint sich nie für seine Sachen interessiert. Wer legt be-
gannen sie zu interessieren.

Sie hand auf... In dem Augenblick eines
Puppenbells aus der Embusschen die Maldeittel

trater wriener. Die Roberte sie durch und fand den Peter
Meyer-Schöten, geboren in Wien 1812. „Also doch, eine
Mutter von ihm? Sicher. In welcher Stadt hatte Sie
keine Stenien gehabt? Aber — kleine Stadt, von einem
Menschen — und viele kleine Städte.“

„Sie waren mit der Schreibe- und Schreibe- und mit
„Name“ unterzeichnet... Name? Der Name? Und
die Minderheiten?“

„Mein hoher Herr!“ begann der Herr, den Schöten
mit Verachtung. „Zeit acht Tagen war ich ver-
geben auf ein Lebensgeheim. Die Minderheiten sind
hätten. Sie haben mit unierem Geheimnis ver-
stärkten Dank! Sie wissen immer, was man nötig hat.
Aber, wo bleibt Ihr Bild?“

„Gutachten Sie nicht, daß ich damit paratieren werde und
es auf meinen Schreibtisch stelle. Es bleibt in der ver-
schlossenen Kasse, ich nehme es nur zum Lesen heraus, und
es soll nicht trüben in meiner Einsamkeit, die ich er-
träglich ist.“ Hier brach der Herr ab. Die letzte Zeile war
abgerissen. Zettel lagen dabei. „Also, morgen um fünf
Uhr an der alten Stelle. Theaterarten sind besorgt.“
Dabei: „Um elf Uhr kann ich im Theater sein.“
Sch bin im ersten Saal.“ Aber sie konnte nicht mit in die
„Kammermusik“ kommen. „Es war zum Glück bei
Freunden.“ Aber, von zehn Uhr ab, sie ließ sich gar ver-
sichern. „Namen Sie nicht mit dem Namen abgeben?“ Ich
mache mich frei für Sie.“

Die Schritte sprachen von neuen Büchern... die Fran-
zösischen Literatur zu sein. Sie empfahl ihm spanische, fran-
zösische und italienische Literatur, sie trüffelte neue Schan-
spiele und stieß sich mit ihm über Politik.

Stenias hatte Selen von Literatur mit ihr gesprochen.
und erst recht nicht über Politik. Das mußte ein anderer
Selen gewesen sein.

„Ich habe heute ein herrliches Buch entdeckt, spanische
Literatur — darf ich es dir schicken oder fällt das un-
angenehm auf...?“

Überhaupt hatte Schöten. Sie nannte ihn einfach
„Du“... Die Verhandlungstropfen wirken nicht. Ich bin
gegen Stenias... Ich ließ Ihre Schritte unbe-
achtet, weil mit keine Antwort eingegeben ist. Was einer
Siebe kann man alles machen, ausgenommen eine Frem-
schaft, sagt Selen... Wenn Sie mit nach allem,
was geschah ist, Ihre Freundschaft anzunehmen die Gnade
haben, so muß ich Ihnen persönlich danken. Was
Menschen mache ich mir nichts. Sie werden verstehen, daß
ich...“

Es folgten einige heftig durchgeführte Worte, die
Schöten nicht entziffern konnte. Sie hatte auf die be-
schriebenen Schritte, sie war von dieser Entscheidung wie
betäubt. Was sollte diese Korrespondenz bedeuten, die er
hinter ihren Rücken mit dieser „Name“ geführt hatte?
Mit heftigen Schritten suchte sie die Schranken durch,
aber sie fand nichts mehr. Das genügt ja auch eigentlich
bald. Das Bild im silbernen Rahmen stand vor ihr
und sah sie lächelnd an. Sie konnte vieles sagen nicht
ertragen. Aber wenn wollte sie nicht. Wenn man, wenn
man tödlich vernichtet war? Man sprach, man verging,
man machte Schritt, aber man vergoß keine Träne mehr.
Die Entscheidung hatte sie getroffen. Das würde sie
nie verüben. Sie war wie in einem Schlaftrunk ge-
fallen. Das alte Jahr ging zu Ende mit Glückseligkeit und
Schicksal, auf den Straßen hielten die „Frische“,
die Menschen lebten von ihren Festen, aber Schöten
immer noch über diesen Briefen und hinter sie wie
einmal einen kleinen Hund.

„Ein glückliches neues Jahr!“ wünschte ihr am nächsten
Morgen, der Herr. Das sind vom Herrscher kam her-
auf und nicht das Wünschen ihr ein frohliches neues
Jahr. Die Zeitungen überreichte ihr ein gebundenes
Buch.

Franz Schöten las die Morgenzeitung auf ihrer Couch,
in diesen Stunden, einzugewöhnen in der Nacht.
„Herr Schöten!“ sagte sie und riefte. „Es sind es hundert
tät in ihrem königlichen Zimmer.“ „So eine Couch ist
doch nicht das Stille für eine alte Frau“, sagte sie.
„Denn nichts und unten nichts.“ Und man wohnt in
eigentlich wie in einem Kasten, hier, durch den jeder
durchläuft... Sie machte jetzt stilles solche Anwesenheit.
„Wenn man diesem Fortschritt noch trüben könnte... Die
Frau würde sich nur darüber freuen.“

Aber Schöten war nicht in der Stimmung, sich darüber
aufzuregen. Sie hatte andere Gedanken. Sie hatte die
ganze Nacht nicht geschlafen. Die Schritte brachten ihr auf
der Seele. Sie verstand nicht, wie Selen dazu gekommen
war, sich mit dieser Frau heimlich zu treffen, von deren
Existenz sie nie etwas gewußt hatte. Aber jetzt wollte sie
klarheit haben. Sie wollte alles wissen, wenn es auch
noch so weh tat.

Die Stodertell sah ihr vernünftiger nach.
Es war eine ganz neue Schöten, schlanker und größer
in diesem schmalen Kasten mit dem Halsband und
einer mattem blauen Bluse, die an die Zeit der Frau
Meyer-Schöten kloppte.

Frau Meyer-Schöten sah in einem Schatrol aus
grüner Sammete an ihrem Halsband. Sie hatte
eine Bluse von schwarzem Samt auf dem Kopf und ein
Ginglas im linken Arm.

„Ich höre wohl?“ sagte Schöten, mit einem Blick in
das umstrickte, kopierische Zimmer.
„Ich arbeite“, sagte die Meyer-Schöten unerbittlich
und schrie weiter.

„Was sage ich und so mochte Ihre Zeit nicht lange
behalten“, sagte Schöten. „Ich wollte Ihnen mit
etwas übergeben...“

Und sie reichte der anderen das selbstgeschriebene
Büchlein.
Die Dichterin schaute erstaunt auf das Büchlein.
„Was“, was mein Mann verfertigt hatte, Ihnen
zurückzugeben.“ Schöten schenkte schamlos.
„Sollen Sie nicht Platz nehmen?“ Die Dichterin schob
mit einer Hand die Schritte von dem Sofa. Und Schöten
setzte sich.

Die Meyer-Schöten öffnete ruhig die weiße Hülle. Was
das Bild erschien, das aus vier kleinen, zusammenge-
fügt auf einen Bogen gestellt war, sah sie Schöten er-
stann an.
„Herr hat denn das gerissen?“ fragte sie.
„Ich nicht“, sagte Schöten und gab den Bild zurück.
„Sonnich“, sagte Frau Meyer-Schöten und legte das
Büchlein auf den Schreibtisch. „Ich danke Ihnen!“

Schöten war empört. Sie hatte eine tief betroffene Frau
erwartet, zum mindesten eine verlegene, aber von diesen
Betrüben war auf der hohen Dichterin nichts zu sehen.
„Herr noch sonst etwas?“ fragte die Dichterin.
Schöten erlachte die Worte. „Denn noch etwas? Nein,
sonst war nichts, gnädige Frau!“ sagte sie eilig. „Es sind
noch Ihre eigenen Schritte, nicht wahr?“

„Sehr richtig!“ sagte die Dichterin. „Es sind sie zwar
nicht alle, aber zum Verzeihen sind es genug...“ Sie
gründete sich eine Zigarette an. Sie sah ihr gegenüber mit
überaus interessierten Augen und den geschäftigen,
tätigen Schritten, und bog ein Papiermesser in der Hand.
„Sie sehen mich so an, gnädige Frau, als ob ich eine
Verbrecherin sei!“ begann Frau Meyer-Schöten. „Aber
Sie täuschen sich. Sie haben sich die Bluse genommen,
beides wird wieder zusammengeführt, und die Schritte
haben Sie wahrscheinlich gesehen... Wir brauchen uns
also über diesen Fall nicht mehr zu unterhalten, es steht
ja alles in den Schritten, wenn die Sammlung auch nicht
vollständig ist...“

„Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß das
Ganze ein gewöhnliches Verbrechen ist?“ sagte Schöten
ernst.

„Ja, das wollte ich sagen!“ Die Meyer-Schöten legte
das Messer auf die kleine Tischplatte. „Es ist ein ganz
banaler, alltäglicher Fall, er kommt immer wieder vor,
hundertmal, in den glücklichsten Ehen und in solchen, die
bistur gelten...“

„Und was hat das mit meinem Mann zu tun?“
Die andere schaute auf die grüne Schreibtischplatte,
die von frischen Zigaretten bedeckt war. „Schon-
regen Sie sich eigentlich so auf über diese alten Schritte,
von denen ich nicht einmal mehr weiß, was darin steht.
Lassen Sie mich Ihnen erklären...“

„Was ist da zu erklären?“ rief Schöten. „Sie haben
hinter meinem Rücken mit meinem Mann Schritte ge-
wechselt, in denen Sie ihn einmal mit Sie und einmal
mit Du anreden und einmal, vorher Herr und verglichen.“
„Ich habe ihn angeredet je nach Stimmung“, sagte
die Dichterin.

„Und wie lange hat diese Korrespondenz gedauert?“
fragte Schöten, außer sich.

Die andere sann nach. „Das weiß ich nicht mehr“,
sagte sie. „Ich habe einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel.
Ich schreibe nicht nach darüber. Ich schreibe nur, wenn ich
Zeit habe und wenn ich in Stimmung dazu bin. Ihrem
Mann schrieb ich nur selten, meist kurze Zettel, die er
wohl nicht aufgehoben haben wird! Wir haben uns ja
stets geliebt.“

„Nun — hier, aber sonstwo. Er kam ja viel herum.
In einer Sotelle zum See, ein paar mal haben wir zu-
sammen geschlafen in einer Bar, deren Namen ich ver-
gessen habe. Das tut ja nichts zur Sache, wo man früh-
stückt... Er hatte ein Abkommen mit ein Geschäft mit
mir. Er nannte das so. Es fand immer an einem Montag
stati, um zwei Uhr im „Häuschen“. Dann fuhr ich zu
meinem Vater und er ging in eine Geschäftsräumung.
Nun ich eine Vorstellung in irgendeiner Stadt hatte, ist
er meist dorthin gekommen. Er war ja literarisch un-
gewöhnlich interessiert und hatte viele künstlerische Inter-
essen...“

„Mein Mann?“ sagte Schöten. „Was für künstlerische
Interessen waren denn das?“
„Sehr viele.“ Die Dichterin schob ihre schwebende Schin-
tappe gerade. „Nicht, daß Sie ihn nicht so kannten, wie
ich... Das soll ja auch vorkommen... Man ist sich in
einer Ehe dazu zu nahe, um sich so zu sehen, wie man ist.“

Sidor am Rio Mata

Erzählung von Sids Saenger

Der General stand mit einigen Offizieren seines Stabes
auf dem Balkon der kleinen Station. Umgebend liefen
seine Schritte den Gegenstand entlang, der sich vor ihnen
in der Hitze verlor. Da er aus dem Schuttschutze der
Lagerung mit einem kleinen Schuttschutze betrat, „Oben
Mehdun, mein General.“
„Halt. Setze Station passiert! Ma — also müssen sie ja
gleich da sein... Und dann geht's los, meine Herren!“
Wandte sich General Sidor d'Agarria an sein Gefolge,
dem auch einige Zivilpersonen beigetreten waren.
„Sie erwarten wohl Ereignisse, General...“ fragte
einer dieser Zivilisten, ein Mann von schärfem, behärdetem
Aussehen, halb mittelalt, halb — frimuell...
„Ganz recht, Dr. Sidor Sener!“ rief der Offizier.
„Mit Ihrer Güte werde ich das Land von allen folgen —
hm — Solidarismus erlösen!“

Ein gelblicher Stoff schritt durch die Luft: ich habe
eigentlich eine kleine Konzeptionsnote mit ein paar ge-
schlossenen Augen herum. Was der Zug hielt, sprach ein
junger Mann grüßend vom Schuttschutze der Maschine.
„Ah — der kleine Mann General! Kommen Sie, ich
schütze der General dem Offizier die Hand. „Alles in
Ordnung?“

„Und wo haben Sie meinen Mann eigentlich so gut
kenntengelernt?“ fragte Schöten, deren ganzes Programm
überhaupt war von der tiefen Überlegenheit dieser Dame.
„In seinem Büro. Ich brauche einen guten Mann,
es war eine heile Angelegenheit mein Mann war näm-
lich selbst zumut und hatte Geschäften gemacht. Seine
Mutter — nein, nein, aber mit Schöten seiner Stenien...
Sie ist das erste, trennte ich mich von ihm. Ich wollte
aber nicht, daß er bestürzt würde, und die Entscheidung mußte
sehr schnell durchgeführt werden, und da hat mit Ihr
Gute verhandelt, er hat sich für mich eingesetzt wie ein
Freund — ich habe durch ihn den Prozeß gewonnen.“

Die andere lächelte. „Nicht, weil er eigenartig war.
Verzeihen Sie, daß ich rancid Managen Sie auch?“ Sie
hielt Schöten einen Zigarettenkasten hin.
„Ich danke!“ sagte Schöten.

Frau Meyer-Schöten's Zigarette brannte endlich. Sie
warf das Streichholz auf den Teppich, auf dem schon
mehrere Streichhölzer lagen.
„Mein Gott war deshalb eigenartig, weil ich weder
wegen der Selbstlosigkeit noch als betrogene Gattin klagen
konnte. Solche Fälle lagen nicht vor, man mußte sie for-
mieren. In einer Großstadt ist das ein Hindernis; aber
es war ein kleines Städtchen, eine kleine Stadt, viel
stärker und große Stille ringsum, solche Fälle kommen
selten vor. Ich sag also auf Selen's Rat nach Berlin, und
hier haben wir den Prozeß ausgetrieben. Dazu mußten
wir uns öfters sehen, und so haben wir uns kennen-
gelernt. Der Prozeß dauerte zwei Jahre. Aber Selen
kam mich schon durch meine Gedichte.“

„Aber mein Mann hat doch nie Zeit gehabt, ein Buch
zu lesen, geschweige denn Gedichte!“ rief Schöten.
„Das scheint aber doch“, sagte die andere. „Er war
jedenfalls sehr belebt, nicht nur in seinem Kopf. Vielleicht
hat er mit Ihnen von anderen Dingen gesprochen. Das
ist ja oft so in einer Ehe. In der Ehe spricht man von
Gedanken und Gedanken...“

„Gedanken?“ fragte Schöten. „Wenn Sie, meine gnädige
Frau, Ihre Wohnung ist ruhig, Ihre Möbel haben Zeit,
wie Sie selbst! Alles ist so nett und angenehm hier, ich
bege mit geschmackvoll zusammengekauft — aber eines
fehlt: die Stille! Ihr Mann hatte doch eine große
Stille.“ So ist denn die Hinwendung?“

(Fortsetzung folgt)

„Alles in Ordnung, mein General!“ rief der Leutnant
die Schritte aufnehmend.
„Ma — dann los, abladen! Auspacken!“
Die Begleitmannschaft des Zuges hatte die Mollitren
schon zurückgelassen und hatte nun alle auf alle an das
Schuttschutze. „Gleichkommen!“ fand in aufstehenden
Reihen auf den letzten Schuttschutze. — Mollitrengehe
samen zum Schuttschutze! Der General beugte sich über eines
dieser „Konzeptionsmittel“ und unterlegte es mit
seiner Hand. „Ausgetriebene Schritte!“ Aber — wo sind die
Schritte?“ begann er mit eigener Hand in dem Schuttschutze
zu suchen... „Sennant Sener! Wo sind die Schritte?“
Sider...! „Damit würde er aus dem matten Schuttschutze der
Verpackung ein Schloß heraus und legte es mit seinem
Gefühl in die Kasse ein.“

„Mollitren her!“ rief der General einen Mann der
Transporttruppe an und stellte die Patronenrolle dann selbst
auf den Ladegang.
„Schön!“ riefen zwei „Gut frei!“ Im Ma war das
Gewehr auf den nachfolgenden Schuttschutze, der hinter einem
Schuttschutze lag, in Stellung gebracht. „Sennant Sider!“